



Nr. 45.

(1. Beilage.)

Sonntag, den 22. Februar.

1903

## Heimathlos.

Roman von L. Ideler-Dereff.

Fortsetzung

Nachdruck verboten.

Als Thella kam, nahmen sie gemeinschaftlich das Frühstück ein. Dann gingen sie durch den schönen alten Park, der ebenso vornehm war, wie das alte mächtige Schloß. Die junge Dame hatte amüsiert die sechs Zimmer besichtigt, die sie fortan nach Belieben bewohnen konnte; sie waren alt, aber reich und prächtig eingerichtet, und Thella dachte an das kleine, schiefe Stübchen in der Bürgermeisterswohnung zu D. in dem nicht einmal ein Sopha gestanden hatte. Man ging sie mit Fräulein Hambach in den gewundenen Parkwegen auf u. ab und freute sich der Lieberheiden, die in Blütenpracht vergraben waren und tausend Wohlgerüche ausströmten.

„Wo waren Sie denn früher?“ fragte Fräulein Ursula. Thella hatte die Frage längst erwartet und antwortete ruhig: „In Mannshagen, nicht weit von Kolberg, bei einem Herrn von Grünow.“

„Und diese Stellung gaben Sie auf?“  
„Ja, die Verhältnisse dort ließen längeres Bleiben nicht zu. Das war so allgemein gesprochen, wie nur möglich. Dennoch lag in der ganzen Fassung der Antwort der deutlich ausgesprochene Wunsch der Dame über diesen Punkt nicht weiter gefragt zu werden.“

Fräulein Ursula ließ auch sofort die Sache fallen; sie bat, in das Schloß zurückzukehren, da sie längeres Gehen ermüde. Auf ihren Wunsch setzte sich Thella an den Flügel und spielte, dann spielte die alte Dame selber und zwar ebenso vorzüglich wie Thella. Es wurden nun Noten zu vier Händen herausgesucht, und der Vormittag verging den Damen im Fluge beim vierhändigen Klavierpiel.

Später am Tage sagte die Hausherrin: „Heute Abend kommen der Rath und der Doktor zu unserer gewöhnlichen Whistpartie. Wir waren immer nur zu dreien und mußten stets mit dem Strohmann spielen; das war langweilig. Können Sie den vierten Mann abgeben, Fräulein?“

„Ich denke, daß es gehen wird“, erwiderte diese. „Mir hat das Whistspiel von klein auf Vergnügen gemacht, Papa nannte mich scherzend oft seine Spielratte.“

„Das ist ja sehr schön“, rief das Fräulein vergnügt; „wie gemüthliche Abende werden wir nun fortan haben!“

Der Abend kam bald und mit ihm die beiden Herren. Sie wurden Thella vorgestellt. Amtsgerichtsrath Ebel war ein großer, stattlicher Herr mit vollem, aber ganz weißem Haar und einem wohlgepflegten, ebenso weißen Backenbart, den er fortwährend durch die Finger zog. Er war elegant, fast jugendlich gelei det und trug eine Rosenknope im Knopfloch.

Doktor Lürde hingegen erschien als ein grau in grau gemaltes Männchen mit einem vertrockneten, krank aussehenden Gesicht, in dem ein bissiger Zug lag. Er schnupfte aus einer schönen Elfenbeinbörse und hielt den Kopf schief, als könne er nicht gut hören; in Wahrheit hörte er aber stets mehr als andere Leute. Er fragte gar zu gern fremde Personen aus und begann sofort ein Gespräch mit Thella über ihre früheren Stellungen. Sie antwortete ihm artig, aber mit einer solchen Vorsicht, daß der

Doktor seinen Zweck durchaus nicht erreichte. Mißmuthig ließ er die Unterhaltung fallen und wandte sich an die alte Dame, um sie mit Klatschgeschichten aus Tinkau zu regalisieren.

Der Rath unterhielt Thella und führte ein recht gewandtes, wenn auch oberflächliches Gespräch mit der Dame. Er erschien ihr doch sehr viel feiner als der Doktor, und wenn sie das Sturberhafte seiner Erscheinung überfah, war er ein angenehmer Mann. Der Bediente rückte den Spieltisch zurecht, und die Gesellschaft nahm Platz.

Bürgermeisters haben schon wieder ihre Dienstmagd fortgejagt“, erzählte der Doktor, indem er die Karten mischte.

„Die Frau Bürgermeister war im Recht“, entgegnete der Rath ruhig; „denn das Mädchen hatte ihr den Gehorsam verweigert.“

„Ja, aber das Mädchen soll kein ordentliches Essen bekommen haben“, erwiderte der Doktor und sah noch grauer aus als sonst.

Fräulein Ursula warf ihrer Gesellschafterin einen bezeichnenden Blick zu, und beide Damen unterdrückten mühsam ein Lächeln. Der Doktor sah es recht gut; er wußte, daß Fräulein von Hambach über sein endloses Klatschen sehr gering dachte, aber er konnte es nicht lassen.

„War der Kaplan in diesen Tagen bei Ihnen, meine Gnädige?“ fragte der Rath.

„Nein, ich habe ihn schon lange nicht mehr gesehen“, war die Antwort der alten Dame.

„Dann ist er wieder Fräulein von Brandow wegen nicht gekommen; es fällt ihm unendlich schwer, sich an fremde Gesichter zu gewöhnen. Aber trotz dieser Eigenthümlichkeit ist er ein ganz vorzüglicher Mann. Er hat mich für eine arme Familie um Unterstützung gebeten und ich habe sie ihm gern gegeben.“

„Er soll doch zu mir kommen“, rief das Fräulein eifrig; „ich gebe ihm stets, was er verlangt, und habe ihm noch niemals etwas abgeschlagen.“

„Er schickt immer Geld durch die Post nach Wien“, sagte der Doktor; „an eine Dame.“

Fräulein Ursula legte die Karten hin und sah dem Sprechenden starr in das aschfarbene Gesicht. „Woher wissen Sie das?“ fragte sie erregt.

„Ich war neulich auf der Post, als er die Einzahlung machte, und konnte sehen, was der Sekretär für einen Namen auf den Schein schrieb. Ich hörte, diese Einzahlungen seien regelmäßig.“

„Das sind sie auch“, sagte die alte Dame. Sie hatte ganz rothe Wangen bekommen. „Und wenn ich Ihnen einen Rath geben soll, Doktor, sprechen Sie wenigstens nie mit dem Kaplan selber von diesen Geldsendungen. An das Lebensleid unserer Mitmenschen sollen wir nicht rühren. Er ist einer der edelsten und besten Menschen, die ich je kennen lernte; wir Alle können ihn uns zum Vorbild nehmen.“

„Auch ich weiß um was es sich handelt“, sagte der Rath ernst: „viele möchten es wohl nicht thun, aber er hat vergebens.“



Der Doktor sah neugierig lauernd umher. Es that ihm sichtlich ungemein leid, daß er diese Sache nicht herausbringen konnte; da aber die Andern beharrlich schwiegen, so nahm er eine Briefe und schwieg ebenfalls.

„Wie sind denn die hiesigen Bürgermeisters?“ fragte Thella nach einer Pause. „Ich war mehrere Jahre als Erzieherin bei einem Bürgermeister in einem kleinen Städtchen der Mark, und es ist mir dort recht gut gegangen.“

„Diese nehmen für ihre Kinder keine Erzieherin“, lächelte der Rath; „sie sind nicht viel mehr wie Dorfschulzen.“

„Ich habe mir eigentlich vorgenommen, wenn Fräulein von Hambach es erlaubt, der hiesigen Frau Bürgermeisterin eine Visite abzustatten“, sagte Thella.

Die alte Dame lachte auf. „Meinetwegen können Sie es thun“, sagte sie belustigt; „aber ich möchte den Schreck von Frau Borska sehen, wenn sie hört, daß eine Dame vom Schloß sie besuchen will.“

„Sie würde sich verstecken“, bemerkte der Doktor, „und nicht eher wieder zum Vorschein kommen, als bis sie sich sicher überzeugt hätte, daß Sie fortgegangen wären.“

„Dann geht es allerdings nicht“, sagte Thella lachend. „Und eine Pastorenfamilie ist wohl auch nicht im Orte?“

„Nein“, entgegnete Fräulein Ursula; „unser Pastor, zu dem wir eingepfarrt sind, wohnt drei Stunden weit entfernt. In Tugau ist eben nur das Gut evangelisch, der Kaplan ist der eigentliche Seelsorger des Städtchens.“

„Sie müssen mit uns vorlieb nehmen, werthe Fräulein“, sagte der Rath und sah wohlgefällig an seiner stattlichen Figur hinunter.

Thella warf ihm einen freundlichen Blick zu; der alte Herr gefiel ihr, er hatte etwas Ritterliches im Wesen. Als spät am Abend die Herren aufbrachen, reichten sie beide auch ihr die Hand, und Thella fand, daß es sich in Tugau ganz gut leben lasse.

Als die Damen an einem heißen Julitage in einer schattigen Laube des Parkes saßen, wurden Fräulein von Hambach die Postkutschen gebracht. Für Thella war die Ankunft der Post ein gänzlich unwichtiges Ereigniß. Sie erhielt nie Briefe, denn seit Märchen todt war, gab es keinen Menschen in der ganzen Welt, der an sie schrieb. Fräulein Ursula ergriff erschrocken ein Schreiben mit einem schwarzen Bande, sie schien die Hand zu kennen. „So ist er nun allein“, sagte sie betrübt.

„Eine Trauernachricht?“ fragte theilnehmend Thella. „Dem leidenden Kinde ist wohl, daß es die irdische Noth abstreifen konnte; aber für den einsam Zurückbleibenden ist es ein bitterer Schmerz“, sagte die Schloßherrin, drückte das Taschentuch an die Augen und entfernte sich tief bewegt.

Thella blieb allein in der Laube sitzen und sah gedankenvoll vor sich hin. Ueberall Leid, überall Trauer. Fräulein Ursula war sehr zurückhaltend mit Nachrichten über ihren Verwandtenkreis; Thella wußte nicht, was für ein Kind gemeint sei, das nun der Tod von seinem körperlichen Leiden erlöst hatte; unwillkürlich aber eilten ihre Gedanken zu dem kleinen Märchen, das sie so plötzlich verlassen hatte. Wie es wohl dem Kinde gehen mochte? Es überkam Thella wie ein Gefühl des Unrechts, das sie begangen, wenn sie an das kleine, abgekehrte Gesichtchen mit den großen dunklen Augen dachte. Hatte sie recht gethan, wegen des Hasses gegen den Vater das hilflose Kind zu verlassen? Wie sie sich immer tiefer in diese quälenden Grübeleien versenkte, sah sie plötzlich über den hellen Kiesweg einen dunklen Schatten fallen. Ein Herr ging an ihr vorüber, es war der Kaplan, der die alte Dame im Schlosse aufsuchen wollte.

Grüßend zog er den Hut, obwohl er bis jetzt Thella noch ein ganz Fremder geblieben war. Ihr fiel das Wort ein, das Fräulein Ursula über ihn sagte, als sie ihn an jenem Frühlingabend an dem verwitterten Muttergottesbild knien sahen: „Der Mann hat viel begraben, viel Hoffnung und viel Glück.“ Und dann hatte der Rath von ihm gesagt: „Er hat vergeben.“

Thella sah der Gestalt nach, wie sie so zwischen den Büschen dahin schritt, und immer wieder zogen die Worte durch ihr Herz: „Er hat vergeben.“ Hatte sie es gethan? Diese Frage klang mächtig in ihrem Herzen.

Der Sommer zog vorüber, die Rosen verblühten; die Nachtigallenlieder waren längst ausgekungen, aber der milde Frühherbst bot der Welt noch einen Strauß der farbenprächtigsten Blumen. Die Septembersonne schien sommerwarm auf den Park herab, in seinen Wegen wandelte Fräulein vom Hambach in eifrigem Gespräch mit einem Herrn.

Fräulein Ursula weinte. „So hast Du denn nun Deinen süßen, kleinen Liebling begraben müssen, mein ärmster Walter?“ sagte sie dann leise.

„Ja, Tante; Märchen schlummert, Gott sei Dank! Sie ruht aus. Ihr Leiden war qualvoll, und die rührende Geduld, mit der sie es trug, erschütterte mich bis in den Grund der Seele. Ich mußte mich abwenden, wenn sie ohne einen Schmerzenslaut mich nur mit den großen ausdrucksvollen Augen klagend ansah. Es lag die stumme Frage in dem Blick: „O, warum muß ich so viel leiden?“ Ich bat zuletzt den Herrn um Erlösung, und nun ist ihr wohl.“

Die Stimme des starken Mannes bebt. Das alte Fräulein faßte seine Hand. „Mein Lieber, o könnte ich Dich trösten!“ Dann wies sie mit der Hand nach den Fenstern des Schlosses: „Und verlangte denn Dein kleines, krankes Kind noch viel nach ihr?“

„Ja, eins Ihrer letzten Worte war: „Tante Thella soll kommen!“ Ich glaube wohl, daß dies plötzliche Fortgehen der Dame den schwachen Lebensfaden meines Kindes sehr erschütterte hat; Märchen hatte sich zu sehr an sie gewöhnt, um sie nicht ungemein zu vermissen. Zwar gestorben wäre sie doch; sie konnte nach dem Ausspruche aller Aerzte, die sie sahen, nicht lange leben; es ist wohl ein Wunder, daß sie so alt geworden. Aber je länger man ein Kleinod besessen, desto schwerer vermißt man es nachher.“

(Fortsetzung folgt.)



## Ein amerikanisches Riesenhotel.

Skizze von Dr. F. Schwarz.

(Nachdruck verboten.)

„Drüben“, über dem großen Wasser, das von modernen klasierten Globetrütern jetzt aber schon verächtlich als ein besserer Teich bezeichnet wird, geht alles ins Ungeheure: Vermögen, Entfernungen, Einwohnerziffern der Städte, die Stockwerke der himmelshohen Wolkenkratzer und nicht zuletzt die Dimensionen der Restaurants und Hotels. Das riesigste unter den Kolossen der letzteren Gattung ist das in der ganzen Welt bekannte „Waldorf Astoria“ in New-York. Das ganz aus Ziegelfsteinen gebaute Hotel, das sich auf der 5. Avenue befindet, nimmt ganz allein den Raum zwischen der 33. und der 34. Straße ein. Die Baukosten betrugen fast 8 Millionen Dollars.

Das Hotel hat 17 Stockwerke und 1500 Zimmer, von denen 1200 mit Badeeinrichtung versehen sind. Das Erdgeschoß besteht aus mehreren großen Speisesälen, die nur mit kleinen Tischen ausgestattet sind, da die „Table d'hôte“ in Amerika unbekannt ist. Ueberall sieht man Marmor: in den Sälen, in den geräumigen Wandelgängen, auf den Treppen u. s. w. In allen Wandelgängen sitzen, plaudern, rauchen Hotelgäste oder Passanten — denn hier kann eintreten, wer will: die Salons, die Bars, die Restaurants, die Rauchzimmer, alles ist öffentlich. Im Zwischengeschoß spielt vom frühen Morgen bis zum späten Abend ein Orchester. Alle Winkel sind ausgenutzt. Hier sieht man ein Bankbureau, wo alle Geldgeschäfte erledigt und die neuesten Kurse zu derselben Zeit angeschlagen werden, wie auf der Börse; dort das Schaufenster einer Blumenhändlerin; daneben die Auslage eines Photographen, dessen Atelier im 17. Stock ist; ferner ein telephonisches Bureau, ein telegraphisches Bureau, das Sprechzimmer des Arztes (das Hotel hat drei Aerzte, von denen einer fest angestellt ist); dann eine Zeitungshandlung, ein Bureau, in welchem man Eintrittskarten für die Theater bekommt u. s. w. Briefe, die für Hotelgäste bestimmt sind, werden mittels pneumatischer Röhren nach dem Stockwerk befördert, in welchem der Empfänger wohnt. Ist er nicht zu Hause, so kommt der Brief mit dem aufgestellten Vermerk: „Nicht im Zimmer!“ in das Hotelbureau zurück.

Daß das Hotel über zahlreiche elektrische „Lifts“ verfügt, ist selbstverständlich. Es fällt keinem Menschen ein, eine Treppe hinauf- oder hinunterzugehen. Ein elektrisches Zeichen zeigt dem Fahrstuhlbediener an, nach welchem Stockwerk er gerufen wird. Im Zwischengeschoß gibt es keine Zimmer. Auf einer Seite befinden sich Ball-, Konzert- und Theateräle mit Logen, Bühne, Garderoben. Diese Säle sind von einem unerhörten Luxus: Wände aus Mar-



mor, schwere orientalische Teppiche, Riesenspiegel, Plafonds, die von ersten Künstlern Amerikas gemalt sind. Diese Säle werden für 1000 bis 1500 Dollars pro Tag vermietet. Man veranstaltet hier Kunstausstellungen, Wohltätigkeitsbälle oder vornehme Hochzeiten. Auf der anderen Seite sind zahllose Salons und Speisezimmer in allen Stilarten und von allen Dimensionen, die meist an geschlossene Gesellschaften vermietet werden. Neben diesen Salons befinden sich Hallen, die mit Pflanzen und mit Marmorstatuen geschmückt sind. Hier kann man nach dem Essen seine Freunde empfangen, rauchen, tanzen. Hier bewirtete auch Prinz Heinrich von Preußen seine Gäste.

Brächtig sind die Gemächer im ersten Stock: Tapeten von Seide oder von brochiertem Sammet, große vergoldete Fauteuils, Betten mit Kupfer- oder Eisenbein-Inkrustation, Pianos mit musivischem Schmuck, kostbare Teppiche, Gemälde, Vasen, intime, sehr elegant eingerichtete Speisezimmer, Boudoirs, Badezimmer u. s. w. Einige dieser Gemächer kosten bis 500 Dollars pro Tag. Die Speisen kommen alle auf besonderen Fahrstühlen aus den Küchen; die Bestellung wird durch pneumatische Röhren übermittelt. Sobald die Gerichte durch den Fahrstuhl zur Stelle gebracht sind, werden sie auf kleine Tische gestellt und von den Kellnern vollständig serviert in die Zimmer getragen. Auf dem Dache des Hotels wird im Sommer mit Zelten, Blumen und Blattpflanzen ein Freiluft-Restaurant eingerichtet. Selbst die gewöhnlichsten Zimmer sind vornehm ausgestattet und mit zahlreichen elektrischen Lampen versehen. In den unter dem Erdgeschoß befindlichen Räumen findet man auf der einen Seite die Friseur für Herren und für Damen, die russischen Bäder, auf der anderen das Reich des Hotelverwalters: Warenlager, Küchen, Bäckerei, Zigarrenlager, Weinlager, Konservenzimmer, Wäschelager u. s. w. Im Wäschelager sind 95 Frauen den ganzen Tag damit beschäftigt, Servietten und Tischtücher zusammenzulegen. Sieben Angestellte haben vom Morgen bis Abend nichts weiter zu tun, als Auster zu öffnen. Das Geschirr und das Silberzeug werden in riesigen, mit Dampf geheizten Bottichen gewaschen; hier sind 165 Geschirrwäscher den ganzen Tag beschäftigt. Im Weinlager liegt für 800 000 Dollars Wein; das Zigarrenlager enthält für 300 000 Dollars Zigarren und Zigaretten. Die teuersten Zigarren kosten 6 Mark das Stück. In einem zweiten Kellergechoß befinden sich Maschinen, Dynamos, Kessel, die das Licht und die Kraft für die Fahrstühle, für die Ventilation, für die Heizung, für die Eisbereitung liefern. Hier arbeiten 115 Ingenieure, Elektriker und Mechaniker. Man verbraucht durchschnittlich 160 Tonnen Kohlen pro Tag, und es ist immer ein Kohlenvorrat von 20 000 Tonnen vorhanden. Das Hotel hat ferner seine eigene Tischlerei, Schlosserei, Klempnerei, Uhrmacherei u. s. w. In der Eisfabrik werden täglich 50 Tonnen Eis fabriziert, die natürlich nicht im Hotel allein verbraucht werden. Die Wäscherei wäscht und plättet 60 000 Stück Wäsche pro Tag. Jedes Stück der Hotelwäsche darf nur ein einziges Mal benutzt werden. In den Vorratskammern, die alle mit Kältemaschinen versehen sind, werden Speisevorräte (Wild, Geflügel, Gemüse, Früchte u. s. w.) aufbewahrt, von denen eine ganze Stadt leben könnte.

Und zum Schluß noch einige Zahlen: Jedes Jahr wird im Hotel von „Liebhabern“ und von der Dienerschaft für 40 000 Mark Silber gestohlen; man braucht jährlich für 30 000 Dollars Wäsche; monatlich für mindestens 6000 Dollars Geschirr und Glas; jährlich eine Million Briefbogen; jährlich 200 000 Stück Seife; täglich 25 Ochsen, 20—25 Lämmer, 20 Schinken, 100 Rebhühner, 200 Wachteln, 100 Truthennen, 30 Duzend Tauben, 10 Duzend Enten, für 175 Dollars Wild u. s. w.



### Reichtum preussischer Bauern im Mittelalter

Ein halbes Jahrhundert innerer Ruhe und eine milde Regierung der Ordensherren hatten den altpreussischen Edelmänn und Landmann um 1400 höchst wohlhabend gemacht. Getreide, Holz, Hanf, Wachs und andere Landes-

erzeugnisse wurden auf der Weichsel in fremde Lande mit großem Gewinne verschifft. Wenn gleich der steigende Luxus die Einfuhr englischer Tücher, fremder Weine, Gewürze u. förderte, so behielt dennoch der preussische Handelsstand, der, im Besitze beider Ufer der Weichsel, sich zugleich als Zwischenhändler seiner Nachbarn, der Polen, ja selbst der Russen, aufzuwerfen gewußt, das Uebergewicht. Ausländer staunten über die Wohlhabenheit des Landes.

Im Jahre 1403 besuchten den Hochmeister Konrad von Jüngingen einige vornehme Freunde aus Deutschland. Bei einem ihnen zu Ehren angestellten Gastmahle priesen letztere den überall angetroffenen Reichtum. Heinrich Reuß von Plauen, der Ordensschatzmeister, entgegnete den Gästen, daß in Niklaswalde ein Bauer wohne, der elf Tonnen Goldes besäße. Die Deutschen faßten dies teils als Prahlerei, teils als Scherz auf, und nur Plauens Versprechen, daß sie sich selbst davon überzeugen sollten, machte die Zweifelnden verstummen. Konrad von Jüngingen ließ darauf dem Bauern ankündigen, er werde mit einigen Freunden das Mittagsmahl am folgenden Tage bei ihm halten, und solle er den Gästen seinen Reichtum zeigen. Die Hütte, in welcher der Hochmeister sich mit seinen Genossen am folgenden Tage einfand, zeugte keineswegs von der gepriesenen Wohlhabenheit seines Besitzers. Zwölf Tönnchen, welche ins Gewichte um den Tisch standen und mit Brettern belegt waren, bildeten die Tische. Der Tisch war nur mit gewöhnlichen Speisen besetzt. Während der Mahlzeit fragten die neugierigen Ritter den Landmann, ob das Gerücht von seinem Reichtum wahr sei, und Jüngingen forderte den Befragten auf, seine zeitlichen Güter zu zeigen, mit der Zusicherung, daß ihm das Rundwerden derselben keinen Nachteil zuziehen solle. Treuherrig erwiderte der Bauer: „Ich weiß, daß verleugnetes Gut dem Herrn gehört, darum habe ich nichts verborgen, sondern Euch alles vorgelegt.“ Er hieß darauf die Eigenden aufstehen und die Bretter abheben, wo sie nun fanden, daß elf kleine Fässer bis an den Rand, das zwölfte zur Hälfte mit Goldstücken angefüllt waren. Erfreut von dem vertrauensvollen Benehmen des Landmannes, beauftragte der Hochmeister, die zwölfte, halbleere Tonne aus seinem Schape zu füllen, damit man mit Wahrheit reden könne, er hätte einen Untertan, welcher zwölf Tonnen Goldes reich sei.

## Räthsel und Aufgaben.

### Kapselräthsel.

Hohenzollern, Verstand, Minnesänger, Fliegen, Longton, Wahrheit, Waisenkind, Landschaft, Chemie, Vampiring, Wieland.

Aus jedem der vorstehenden Wörter sind 3 nebeneinander stehende Buchstaben zu nehmen, die nacheinander gelesen ein Citat von Schiller nennen.

### Rebus.



Auflösungen aus voriger Nummer.

### Gegenjährräthsel.

Bergmann  
Andernach  
Dor. mund  
Eider  
Neukomm  
Weißwasser  
Engelberg  
Zunder  
Landtag  
Eisleben  
Reichenbach

### Badenweiler.

### Rebus.

Will einer in der Welt etwas erlangen,  
Mag er sich mühen und mag er sich plagen.

Schiller





Leute, welche müßig geh'n,  
 Vergert es, daß and're schaffen;  
 Wo sie einen Jagdhund seh'n,  
 Müssen Straßenhunde klaffen.



### Wenn Kinder lügen.

Weshalb lügen die Kinder? In der großen Mehrzahl aller vorkommenden Fälle doch wohl aus Furcht vor Strafe. Die Lüge ist in solchen Fällen nichts anderes, als eine Waffe, zu der die Kinder in Betätigung des Selbsterhaltungstriebes instinktiv ihre Zuflucht nehmen, weil die Furcht vor dem mit der körperlichen Strafe verbundenen Schmerzgefühl stärker ist, als die Liebe zur Wahrheit. In zahlreichen anderen Fällen ist das „Lügen“ im Kleinen auf ein Uebersprudeln der jugendlichen Phantasie zurückzuführen, welche ihnen allerhand verworrene Bilder vorgaukelt, die sie nicht von der Wirklichkeit zu unterscheiden vermögen. Dies ist die harmloseste Form, welche die „Lüge“ annehmen kann. Es ist gewiß bedauerlich, daß viele, wenn nicht gar die meisten Eltern vom kindlichen Wesen so gut wie gar nichts verstehen, und selbst da nur einen Akt sträflicher Verdorbenheit glauben erblicken zu müssen, wo es sich lediglich um die Betätigung einer natürlichen Anlage handelt, die in die richtigen Wege geleitet, viel Gutes wirken könnte.

Mit dem Prügeln und dem Moralisieren allein läßt sich das Lügen der Kinder ebenso wenig aus der Welt schaffen, als sonst eine kindliche Unart. Das Beispiel, welches die Erwachsenden den Kleinen geben, spielt bei der Erziehung, besonders aber in der Familie, die Hauptrolle. Wenn die Kinder, besonders die mehr an das Haus gekesselten Mädchen, täglich Zeugen sind, wie die Eltern es im häuslichen Verkehr, sowie im Verkehr mit anderen Personen mit der Wahrheit nicht allzu streng nehmen, kann es einen da noch Wunder nehmen, falls bei ihnen die Anlage zum Lügen zeitig geweckt und ausgebildet wird? Ein amerikanisches Witzblatt veröffentlichte einst eine Unterredung, welche ein würdiger Gentleman mit seinem zehnjährigen Sohne hatte.

„Arthur“ — sagte der Mann — „das Eine laß dir gesagt sein: Nichts ist häßlicher und gemeiner, als die Lüge. Man muß im Leben immer die Wahrheit sagen, selbst auf die Gefahr hin, daß man sich dadurch Schaden zufügen sollte.“ — Soweit war der moralische Vater gekommen, da wurde draußen die Klingel gezogen: „Arthur, mein Sohn, sieh einmal nach, wer da draußen klingelt. Sollte es der alte Smith sein, so sage, ich sei nicht zu Hause.“ sprach nunmehr der Biedermann. — Es steht gewiß eine beherzigenswerte Lehre in dieser treffenden Anekdote, und wir möchten allen Eltern, besonders jenen, die einen größeren geselligen Verkehr pflegen, dringend ans Herz legen, auch alle sogenannten gesellschaftlichen Vorklügen zu meiden, die Kinder beobachten scharf, nehmen leicht Untugenden an und bald hat man sich in ihnen seine größte Strafe herangezogen.



### Praktische Winke

#### Möbelfirnis.

Einen sehr guten Firnis zum Polieren der Möbel erhält man auf folgende Weise: Man mischt eine beliebige Quantität Leinöl mit dem gleichen Gewichtsteil guten Weingeistes in einer fest zugedruckten Flasche gehörig durcheinander, schüttelt die Mischung vor dem Gebrauche nochmals tüchtig durch, reibt damit die Möbel

mittels eines wollenen Lappens gut ein und poliert mit einem reinen weichen Lappen nach.

#### Lederschwärze.

Für alles schwarze Lederverk ist folgende Schmiere zu empfehlen, welche die Schwärze erhöht und ihr mehr Glanz verleiht: Ein Teil Wachs und 4 Teile Tran werden miteinander gekocht und ziemlich warm in das Leder eingerieben.

#### Das Verkitten der Fußbodenfugen.

Das Verkitten der Fußbodenfugen, auf das in neuerer Zeit aus hygienischen Rücksichten hingewiesen wird, läßt sich leicht und dauerhaft durch eine innige Mischung von frischem Kase (z. B. Quark) und ungelöshtem Kalk bewerkstelligen. Man nimmt auf fünf Teile Kase einen Teil Kalk und setzt, wenn man den Kitt gefärbt zu haben wünscht, gelben Ocker, Terra de Siena, Kaput Mortuum oder andere Erdfarben hinzu. Dieser Kitt erhärtet in den Fugen zu einer steinharten Masse, die sich nicht im Wasser auflöst und dem nassen Scheuern widersteht. Das Dichtmachen der Fugen ist um so dringlicher geboten, als die Fußböden (Zwischenböden) gar oft mit altem Schutt oder Abbruchresten abgerissener Häuser vollgefüllt worden sind, in denen sich Krankheitskeime befinden können, oder die organischen Krankheitsträgern zur willkommenen Nahrung dienen. Dem Ungeziefer behagen die Fußböden ebenfalls als Brutnest, woher es kommt, daß Häuser trotz aller Mühe nicht von unangenehmen Mitbewohnern aus dem Insektenreiche frei zu halten sind. Das peinlich genaue Verkitten der Fußbodenfugen macht dem Uebelstande sofort ein Ende.



#### Unschädliche Farben zum Küchengebrauch

Zum Färben von Glasuren, Gelees, Mehlspeisen und Saucen benutzt man verschiedene aus Pflanzenstoffen hergestellte Farben, welche selbstredend vollständig unschädlich sein müssen. Diese Farben werden auf folgende Arten gewonnen:

**Grüne Farbe:** Ein paar Hände voll Spinat werden gereinigt, auf ein Sieb abgetropft, im Mörser zu Brei gestampft, der Saft durch ein feines Lächchen gepreßt und so frisch verbraucht.

**Rote Farbe:** Man kauft in der Apotheke schon fertig bereitete Cochenilletinktur. Wenige Tropfen genügen, um eine ganze Schüssel Eis usw. zu färben.

**Rosenrote Farbe:** Cochenilletinktur, mit Milch verseht, gibt eine schöne rosenrote Farbe zur Glasur von Torten und Backwerk.

**Gelbe Farbe:** Man schüttet eine Messerspitze voll Safran in einen Eßlöffel voll kochendes Wasser und rührt es durcheinander; diese geringe Quantität reicht zum Gelbfärben des ganzen Inhalts einer Schüssel.

**Orange gelb:** Man vermischt etwas Safran nach obiger Angabe mit einigen Tropfen Cochenilletinktur.

**Blaue Farbe:** Man löst ein wenig Indigo in heißem Wasser auf oder man vermischt Altermesssaft mit einigen Tropfen Zitronensaft.

**Braune Farbe:** 30 Gramm gestoßener Zucker werden in ein kleines Kasserol geschüttet, mit ganz wenigem Wasser übergossen und so lange auf dem Feuer verrührt, bis der Zucker eine rotbraune Farbe angenommen hat; dann gießt man eine Obertasse voll heißes Wasser darauf und läßt es so lange kochen, bis der Zucker völlig aufgelöst ist. Nach dem Erkalten wird die Flüssigkeit in kleine Flaschen gefüllt und zum Färben von Saucen usw. aufbewahrt.

**Schwarze Farbe:** 60 Gramm Schokolade läßt man in einem Schüsselchen auf dem warmen Ofen weich werden, zerrührt sie mit einem silbernen Löffel, gießt dann noch 4 Eßlöffel voll heißes Wasser darüber und färbt mit dem schwärzlichen Brei Mehlspeisen, Glasuren usw.

**Weißer Farbe** erhält man durch Anwendung von Rahm, Mandelmilch oder Arrowroot.





## Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

Vorsichtig.



A.: „War der Witz nicht gut?“  
B.: „Vorzüglich! Gestatten Sie, daß ich nachher lache, ich schneide mich sonst.“

Neues Wort.

Klavierlehrer (dessen Schülerin eine Mozart-Sonate herunterpaukt): „Bitte, etwas mozarilicher!“

Verplappert.

Gast: „Ihr Hund schnappt immer nach meinem Hasenbraten.“

Wirt: „Wissen Sie, das ist die alte Feindschaft; die beiden haben sich nie vertrauen können.“

Verschiedene Auffassung.



Herr: „Diese Probefläschchen enthielten kaum ein Gläschen, und Sie schrieben doch, für zwanzig Mark zehn ganze Flaschen zu senden?“

Händler: „Ja, sind sie denn zerbrochen?“

Der kleine Verräter.

In der Naturgeschichte-Stunde zeigt der Lehrer den Schülern eine ausgestopfte Ake und fragt den kleinen Fritz, ob er zu sagen wisse, was das für ein Tier sei. Fritz, welcher Sohn eines Restaurateurs ist, antwortet darauf im Tone der festesten Ueberzeugung: „Das ist ein Hase.“

Prohung.

Bettler (zu seinem Sohn, der nicht folgt): „Du, wenn Du mir nicht parieren willst, enterbe ich Dich!“



## Nebel angebrachte Sparsamkeit.

Humoreske von Oscar Ungnad.

Im Stammtisch im Krüge zu Bernsdorf saßen in fröhlicher Laune etliche Herren, die sämtlich große Freunde des edlen Weidwerks waren. Jeder gab eine kleine Episode aus seinem Jägerleben zum Besten; so war schon „manch lustig Stücklein“ erzählt und belacht worden. Nun nahm der Dicke in der Runde, Herr Dorchert das Wort: „An einem schönen Wintertage zog ich in fröhlicher Gesellschaft hinaus zum Jagen. Als vorsichtiger Mann, der obenein für einen guten Imbiß schwärmt, hatte ich mich weiblich für einen Tag verproviantiert. Ich hatte mir ziemlich leckere Bissen erstanden, was ich um so mehr konnte, als ich das Geld für einen Schußschein gespart hatte, den ich für ein unnützes Stück Papier hielt, da mich bis dato noch niemand auf der Jagd nach einem Schußschein gefragt hatte.“

Weiter trottete ich fürbaß, an der Seite meine wohlgefüllte Provianttasche. Der heilige Hubertus schien unserer Gesellschaft nicht hold zu sein; denn er schickte uns nicht einen Hasen in den Weg, dafür aber zu meinem größten Schrecken einen Gendarmen. Kaum hatte ich den Grünrock des Gesehes auftauchen sehen, als mir der Mangel eines Schußscheines befiel. Ich ging meine Weidgenossen sofort um Rat an, und mein Freund Sengpiel vor allen versprach mir beizustehen. Mittlerweile war der Beamte herangekommen und bat, die Schußscheine der Gesellschaft in Augenschein nehmen zu dürfen. Als dies bei Sengpiel geschehen, wandte er sich an mich; da trat mein Freund heran, ihm erklärend, daß ich nur der Diener und Büchsenträger der Gesellschaft sei. Ich war erlöst; welche Gefühle des Dankes für meinen Erretter ich in dem Moment in der Brust beherbergte, kann ich nicht sagen; doch sie sollten sich bald verflüchtigen. Denn, als der Mann des Gesehes sich daran machte, die Scheine der übrigen zu prüfen, meinte Sengpiel zu mir: „Paul, gib mir die Provianttasche her.“ Ich zögerte anfangs, dem Gebot Folge zu leisten, doch schließlich blieb mir, wenn ich mich dem Gendarmen nicht entdecken wollte, nichts weiter übrig, als meinem Pseudoherrn zu gehorchen und ihm, womöglich noch mit heiterer Miene, meine teuer erworbenen Freßsalen zu überreichen. Die Tasche wurde geöffnet, und die Gesellschaft begann, mir freundlich zugrinsend, die leckeren Bissen in ihren Magen hinunter wandern zu lassen; auch der Grünrock mußte sich an der Verteilung des Mahles beteiligen, während ich zuschauen mußte, wie herrlich es „meinen“ Herren schmeckte. Dann verabschiedete sich der Mann des Gesehes, schmalzte, indem er an mir vorüberging, als Zeichen, daß ihm das Mahl vortrefflich gemundet hatte, noch einmal mit der Zunge, warf mir einen eines Dieners würdigen Blick zu und war bald im Walde verschwunden. Das alles mußte ich mit der größten Ruhe über mich ergehen lassen, während die anderen mich voller Schadenfreude anlächelten und, als der Gendarm fort war, losplakten, daß ringsum der Wald erschallte.

Mir war selbstverständlich für den Tag die Freude am Jagen genommen, ich trollte mich heimwärts. Anfangs hegte ich argen Groll gegen meine Jagdgenossen im Herzen, aber heute bin ich ihnen dankbar; denn ihre kleine Fopperie hat mich veranlaßt, sofort einen Schußschein zu erstehen und den Entschluß zu fassen, nicht an der unrechten Stelle zu sparen.

### Modern.

Sie: „Schwöre, daß Du mich liebst bei dem, was Dir am teuersten ist auf Erden.“

Er: „Gut, ich schwöre — bei meinem Aute.“

### Wunsch.

Student (vor dem Heidelberger Fasse stehend): „Jetzt den Magen eines Mammut haben und dies ehrwürdige Faß mit Champagner gefüllt austrinken zu können, das wäre so etwas für meines Vaters Sohn!“

### Aus der Bühnenwelt.

Direktor (zu einem Schauspieler, der eine Sterbeszene schlecht gespielt): „Klinski, Sie sind doch wirklich ein Paker, jetzt sind Sie schon drei Jahre beim Theater und können noch nicht einmal ordentlich sterben!“

## Einfach.



Lieutenant A.: „Werde mich auf meine Güter zurückziehen, möchte gern selbst bewirtschaften, verstehe nur zu wenig davon!“

Lieutenant B.: „Kolossal eja! Kamerad! Nehmen Sie sich doch so 'n dummen Kerl, der das versteht.“

### Nebertroffen.

Erster Mime: „Als ich in Dresden spielte, sind mir bei der Nachhausefahrt einmal die Pferde ausgespannt worden!“

Zweiter Mime: „Das ist ja gar nichts. Als ich von Danzig abfahren wollte, hat das Publikum sogar die Lokomotive ausgespannt.“

### Immer fachmännisch.

Buchhändler: „Das ist ein schlechtes Format, Kellner. Haben Sie das Beeftieat nicht in Quart oder Großfolio?“

### Wüstenscene.



Ein praktischer Maler.

### Schön heraus!

„Was ich für ein Glück hab! Gestern wollte ich dem Pumpe die fünfzig Mark, die ich ihm schuldig bin, zurückgeben; heute ist er schon im Konkurs — da braucht er sie nicht mehr!“



### Ein guter Schütze.

Sonntagsjäger (der einen Treiber angeschossen hat): „Na, da haben Sie's . . . warum stehen Sie auch immer hinter mir!“

### Barlchen und der Bräutigam seiner Schwester



vor



während



und nach der Verlobung.

### Druckfehler.

Als der Fürst sah, welches Unheil sein Kutscher beim Fahren angerichtet hatte, ließ er ihn sofort kalt (halt) machen.

### Stoßsenfzer.

A.: „Ihre Frau ist ein Juwel.“  
B. (Pantoffelheld): „Ja, das ist sie, aber leider kommt sie so leicht außer Fassung.“

### Nur Vorsicht.



Richter: „Aber so beruhigen Sie sich doch und beantworten Sie endlich meine Fragen! Was haben Sie für einen Beruf?“  
Angeklagter (noch aufgeregter): „Ich — ich bin Luftschiffer.“  
Richter (zum Polizeidiener): „Fesseln Sie ihn!“

### Ausrede.

Kunde: „Ihr Haarwuchsmittel hat aber verheerend wenig Erfolg bei mir gehabt!“  
Friseur (achselzuckend): „Was wächst bei diesem kalten Wetter?“

### Ich weiß!

Maler: „Wie gefällt Ihnen mein Bild ‚Sommernacht‘?“  
„Großartig. Aber was soll eigentlich der Ballon, der da fliegt?“  
Maler: „Ach, das ist doch kein Ballon, das ist ja der Vollmond.“

### Unter Theaterkritikern.

„Ich habe gestern ein trauriges Lustspiel gesehen.“  
„Und ich ein lustiges Trauerspiel.“

### Sarkastisch.

Dramatischer Schriftsteller (zu seinem Freund): „Heuer hatten wir in unserer Stadt eine glückliche Theatersaison, kein einziges Stück fiel durch!“  
„Wurde von Dir keins aufgeführt?“

### Angenehme Vergesslichkeit.



Frau: „Aber Mann, was sehe ich, Du küßt unser Hausmädchen?“  
Professor: „Ach, entschuldige; ich vergesse das immer, wer von Euch beiden meine Frau ist.“



### Druckfehler.

Den Säugling (Säugling) in den Armen, ging die Amme im Zimmer auf und ab.

### Unter Spießbüßen.

— „Der Karl hat gestern über hundert Mark gestohlen, während ich Schmiere gestanden habe. Er hat aber noch nicht mit mir geteilt?“

— „Sei nur unbesorgt, der teilt schon noch mit Dir — der Karl ist ehrlich.“

### Diplomatisch.



Tante: „Lieschen, wie lieb hast Du mich denn? Wenn Du es sagst, bekommst Du auch eine Zuckerbüte!“

Lieschen: „Wie groß ist sie denn?“

### Gedankensplitter.

Die Schriftstellerkarriere ist die einfachste und beste: Man braucht nur — Geist und — Verleger zu haben.

Dem Klugen dient die Sprache dazu, die Gedanken zu verbergen — dem Toren, seine Gedankenlosigkeit zu offenbaren.

Manchen Mannes Unglück ist es, daß er die Weiber zu früh, und manches Anderen Unglück, daß er die Weiber zu spät kennen lernt.

### Im Riesenbazar.



„Hier, mein Herr, haben Sie den modernsten Hut der Neuzeit; sollte aber, bis Sie an die Tür kommen, noch etwas Moderneres eintreffen, so können Sie den Hut am Ausgang umtauschen.“

### Boshaft.

Dame: „Denken Sie, als ich neulich bei meinem Schwiegersohn zum Besuch war, brach ich den Fuß und muß sechs Wochen lang das Bett hüten!“

Herr: „Ja, Ihr Schwiegersohn ist ein rechter Pechvogel!“

### Wexierbild.



Ein Wilder, kühn und unerschrocken,  
Jagt durch die Wüste, öd und trocken,  
Dahin auf seinem mut'gen Tier.  
Nun sucht den Europäer mir!